

Leseprobe Johanna Wurzinger „Und das Universum schweigt“

**Im Buch: Viktor/Apfelkerne S.156-176**

(...)

Plötzlich kam er sich unsäglich dumm vor. Was war denn das, die eine beleidigt im Schlafzimmer, der andere trotzig auf der Couch. Man müsste hingehen können und sagen, was spielen wir hier eigentlich, wir sind zu alt für so was oder besser gesagt zu jung, wir sind doch nicht wie unsere Eltern. Wir wissen es doch besser. Komm Schatz, jetzt stellen wir diese blöde Torte einem Nachbarn vor die Tür und die Äpfel einem andern und gehen was trinken.

Das müsste doch machbar sein. Er wusste es besser.

Er zog die Beine hoch und rollte sich auf der Couch zusammen. Elisabeths Duft stieg ihm in die Nase, süß und tröstlich. Als er aufwachte, war es in der Wohnung dunkel. Sein Nacken schmerzte, ein Fuß war eingeschlafen und vollkommen taub. Die Schlafzimmertür war immer noch geschlossen.

Wie hatte es denn so weit kommen können? Was war denn passiert, und vor allem: wann? Wohin hatte sich die warme, weiche Geborgenheit verzogen?

Sie ekelten ihn wieder an: Wie sie bei McDonald's ihren Junk in sich hineinstopften, um der Maschine Energie zum Weitermachen zu geben in diesem sinnlosen Kreislauf aus Produzieren, Konsumieren und Sterben. Und wäre es nur das gewesen, er hätte es hinnehmen können, doch da waren eben auch all die unschönen Implikationen, die mit diesem Kreislauf einhergingen.

Da produzierten die einen unter menschenverachtenden Bedingungen für die anderen, um ihnen das Leben leichter zu machen, weil sie jetzt einen Selfie-Stick besaßen oder einen giftig riechenden Flummi oder billige Turnschuhe. Im Kampf um den niedrigsten Preis wurde so ziemlich alles, von Kleidung bis zum Möbelstück, ein Wegwerfprodukt, denn: Um den Preis war ja nicht viel

verhaut. Geplante Obsoleszenz: dito. Die Rohstoffe schwanden? Ja fuck, dann musste man eben neue Technologien erfinden, die auf andere Rohstoffe angewiesen waren – wozu hatte man denn die ganzen Wissenschaftler auf die Uni geschickt, wenn nicht dafür, dass sie endlich etwas Brauchbares erfanden? Mehr Kapitalismus, mehr Geld, mehr Wohlstand für alle, der irgendwann bis in den dumpfen Moloch der Dummen und Faulen sickerte, und das war kein Witz, das war doch das Schlimmste daran. Hey, wir werden immer reicher, ihr nicht, aber irgendwann seid ihr weniger arm. Freut euch! Whoop whoop! Das Leben ist schön! Da waren die beschissenen Feiertage, die kamen und gingen, und kaum, dass man sich von ihnen erholt hatte, wieder vor der Tür standen, und wenn das nicht reichte, dann erfand man halt welche. Da stand dann „das, was wirklich wichtig ist“ im Mittelpunkt. Eh nicht das Geld. Denn das, was wirklich wichtig ist, kann man ja nicht kaufen: Glück. Gesundheit. Gut, zwar waren die Kinder aus armutsgefährdeten Familien häufiger krank, und das vor allem chronisch, und wie glücklich man sein kann, wenn einem am 20. das Geld ausgeht, sei ebenfalls dahingestellt, aber, Leute!, die Liebe zählt. Das, was wirklich, wirklich wichtig ist, eben.

Fakt war: Die Menschheit war am Arsch. Gebeten, dieser Lage etwas Positives abzugewinnen, hätte er vielleicht den Umstand nennen können, dass diesbezüglich sogar so etwas wie Konsens herrschte. Das war dann aber auch schon alles.

Ja, was tun? Was tun im Strudel all der Wahrheiten, die sich wie Werbeprospekte gegenseitig überschrien, glaub mich, nein, glaub mich, nein mich. Du sollst nur an einen Gott glauben; galt das auch für Wahrheiten, oder war es doch eher so wie in der glücklichen alten Heidenzeit, in der es für jeden Fall und unterschiedliche Belange einen Zuständigen gegeben hatte, der sich auskannte, eine Koryphäe auf seinem Gebiet? Andererseits hatten die antiken

Götter doch auch gern Partei ergriffen, man denke an Troja, an den armen Loser Odysseus, und wer da jetzt im Recht war, hatte seines Wissens nie jemand zweifelsfrei klargestellt. Gut, keine antiken Götter. Gar keine Götter, auch keinen einzigen Gott. Außer dem Marlboro Man. Und sogar der hatte schon den Löffel respektive das Feuerzeug abgegeben. Gott ist tot, da sah man es wieder einmal. Ein Hoch auf Gott und noch eines auf seinen Tod; er trank einen Schluck Bier, es hinterließ im Mund einen Nachgeschmack von Blut und Metall.

Er sollte wirklich weniger trinken, Elisabeth hatte recht, und seine Speiseröhre brannte auch schon wieder so komisch. Was, wenn er an einer inneren Blutung starb, wie das bei Alkoholikern angeblich so oft der Fall war? Aber: Er war doch kein Alkoholiker. Was, wenn er an Lungenkrebs starb, wie der Marlboro Man? Nein, da steigerte er sich in etwas hinein. Andererseits: Auch Hypochonder konnten sterben. So oder so war es deutlich besser, nicht nüchtern abzunippeln.

Zweifel sind unangenehm. Gewissheit ist absurd! Immer noch, Monsieur Voltaire, die Firma dankt. Ja, schon. Aber was tun? Um etwas zu tun, muss man im Idealfall doch davon überzeugt sein. Ich stehe auf, nicht nur, weil ich muss, sondern weil ich irgendeinen Sinn darin sehe. Ich kaufe ein, weil ich kochen will oder hoffe, dass jemand anderes mit den Lebensmitteln, die ich lieb- und wahllos in den Wagen häufe, etwas Essbares herstellen kann, das uns langfristig mehr nützt als schadet. Ich abonniere eine bestimmte Zeitung oder lasse es wieder bleiben, ich gehe duschen oder nicht, rasiere mir die Achseln oder nicht, ich schreie in der U-Bahn einen stänkernden Alki nieder oder ich ziehe den Kopf ein – das alles kann doch nicht allein von der Gewohnheit diktiert sein? Von der Masse, von dem Bedürfnis nach Zugehörigkeit, dem Wunsch nach Konsens? Seine Zunge fühlte sich pelzig an. Fast hätte er auf den

Boden gespuckt, gerade noch konnte er sich beherrschen. Das hier war doch kein Bahnhof. Und: War es schön, in Bahnhöfen auf den Boden zu spucken? Natürlich nicht, schrie seine Mutter in ihm, aber er hatte gerade den rüdisigen Charme alter, verkommener Bahnhöfe geliebt. Die Patina, die über allem lag. Das Grau. Die abgewetzten Plastikschalensitze, den Mief, den die Abertausenden Zigaretten hinterlassen hatten und das verschüttete Dosenbier, von dem der Boden klebrig wurde. Die Kioske, die Schalter. Die Bahnsteige, so lang; noch länger die in die Unendlichkeit verlaufenden Schienenstränge, die sich kreuzten und wieder entwirrten, der Beton gefleckt von den Kaugummis, die dort in die Ritzen getreten worden waren. Graffiti, mit schwarzem Edding an den Türen schmieriger Toiletten hinterlassen und an den Aushängen, die die Reisenden an diverse Vorschriften erinnerten; er hatte sie immer als Botschaften empfunden, als Geheimnisse, kryptische Dialoge der Angehörigen einer Realität, die vollkommen fremd und daher verheißungsvoll für ihn war und die er daher herbeisehnte mit so einer Heftigkeit. Das lichtscheue Gesindel, das sich in den Ecken herumdrückte, um geheimnisvollen Tätigkeiten nachzugehen, in konspirativen Gruppen zusammengekauert. Bärte, schmuddelige Parkas. Er hatte sie immer beneidet, gewusst, dass die Revolution von ihnen ausgehen würde. Und sie würde kommen, leise und ungesehen, getragen von den Unsichtbaren, verraten könnte sie höchstens der schwache Geruch von billigem Fusel, der Nachgeschmack warmen Dosenbiers und filterloser Zigaretten, die höhlenartigen Ausdünstungen lange getragener T-Shirts – doch die anderen würden es nicht merken, darüber hinweggehen, bis sie eines Tages da wäre, die Revolution.

Wenn es nicht schon zu spät war. Einer nach dem anderen verschwanden sie, seine Bahnhöfe, ihre Bahnhöfe, wurden ersetzt durch moderne Paläste aus Glas, spiegelndem Chrom und glitzernden Shops, verwandelten sich unter

seinen entsetzten Augen in sterile Shoppingmalls mit Musikberieselung, Gastronomie und Securitys, die angewiesen waren, jedem Partikel, das die Sauberkeit dieser inszenierten Welt zu stören drohte, den Garaus zu machen. Esst, trinkt, shoppt, konsumiert und seid mobil, seid jung und schön und frisch, und BITTE spuckt nicht auf den Boden. Die Kinder! Denkt an die Kinder!

Irgendwo musste sie doch noch sein, seine Armee der Underdogs? Finden müsste man sie und wachrütteln. Sammeln. Er spürte, wie ihm die Tränen in die Augen traten, und wusste selbst nicht genau, ob es bloß das versoffene Selbstmitleid war, das ihn hier mit aller Wucht traf, oder ob er um den längst dahingegangenen Südbahnhof weinte und all die, die mit ihm gegangen waren. Vielleicht konnten er und Elisabeth sie ausfindig machen? Eine kurze Vision von ihm und Elisabeth, wie sie, ausgerüstet mit Dosenbier und filterlosen Zigaretten, die Truppe wiedervereinigten. „Die ekeln dich also nicht an?“, würde Elisabeth fragen, und er könnte mit Inbrunst und Überzeugung antworten: „Nein, die nicht.“

Die Erzählstimme zog Tempo auf. Schneller, schneller, eine Kaskade an Schlüsselmomenten, und irgendwie gab es nichts mehr dazwischen.

„Vielleicht sollte ich alles hinschmeißen! Vielleicht sollte ich Pfarrsekretär werden!“

„Nein, solltest du nicht.“ Elisabeth zog die Augenbraue hoch, die rechte, immer war es die rechte, links konnte sie es wahrscheinlich nicht; eine Falte würde sie bekommen, und diese Falte würde sie dann mit Sicherheit ihm vorhalten, „stell dir das doch einmal vor“. Er, Viktor, Taufunterlagen vorbereitend?

Ehegespräche führend? Ausgerechnet er, der er die Institution der Ehe doch als verlogene und, wie habe er sich neulich ausgedrückt, strunzdumme Blödheit

bezeichnet habe?

„Strunzdumme Blödheit“ habe er sicher nicht gesagt, widersprach er, das sei ein Pleonasmus, so rede er nicht, nicht einmal im Eifer des Gefechts, wenn es um die Ehe oder ähnliche strunzdumme Blödhheiten gehe. Abgesehen davon, solle man nicht ohnehin Sand im Getriebe der Institutionen sein?

Elisabeth seufzte. Er könne doch nicht einmal Pfarrsekretär werden.

„Ach nicht? Wieso das, bitte?“

Weil er einen akademischen Titel trage.

Was das damit zu tun habe?

„Das Gehaltsschema der Diözese legt zwar Gehälter für die einzelnen Berufsgruppen fest, aber auch Mindestverdienste für Akademiker. Das spießt sich.“

„Woher weißt du das?“

„Weil ich selbst einmal überlegt habe –“

„Bitte was? Du wolltest Pfarrsekretärin werden? Sag mal, bist du noch bei Trost?“

„Gerade wolltest du es selbst noch, wenn ich dich daran erinnern darf.“

„Ich fasse es nicht! Wo hast du dich beworben? Beim Bischof?“

„Kannst du das bitte lassen.“

„Wollte er dich nackt sehen?“

„Viktor!“ Augenbraue.

„Weißt du, dass du aussiehst wie deine Mutter?“

Da sagte sie nichts mehr. Und er wünschte, er hätte ebenfalls geschwiegen.

Aber im Gegensatz zu ihm rasselte Elisabeth sich immer wieder hoch, hatte noch nicht aufgegeben, was er längst als verloren sah und nur nicht aussprechen wollte. Sie versuchte es immer wieder, das konnte er ihr nicht vorwerfen, und tat es doch, denn er wollte einfach nur seine Ruhe. Die Ruhe,

die er am Anfang empfunden hatte. Konnte denn alles nicht wieder so sein? Können wir bitte nochmal Kartoffeln anbrennen lassen und von vorne beginnen? Den Ausnahmezustand, in dem ich am Anfang war, ganz vorsichtig, ganz behutsam in einen Normalzustand verwandeln? Ihn zementieren und mit Stacheldraht und duftenden kleinen Rosen umgeben, damit das Alte einfach nicht mehr hineinkann. Wir müssen die Ritzen abdichten, wir müssen Hunde anschaffen und Wachen mit Uzis, damit alles so bleibt, wie es war. Hilf mir doch. Das Problem war: Sie wollte ihm ja helfen. Aber so ging es nicht, und er hatte keine Ahnung, wie es denn anders gehen könnte.

Immer öfter führten sie Dialoge, bei denen eigentlich völlig egal war, wer was sagte, denn wenig später würde sich ein ähnliches Gespräch, nur mit vertauschten Rollen, ereignen.

„Was ist eigentlich los mit dir? Warum musst du immer wieder davon anfangen?“

„Stört dich das? Nelson Mandela hat doch gesagt, sobald man aufhöre, über die wichtigen Dinge zu sprechen, sei das eine Niederlage.“

„Hat er nicht. So einen Blödsinn hat der nie gesagt.“

„Ja, dann war es Gandhi.“

„Quelle bitte.“

„Ja keine Ahnung, hab ich neulich wo gelesen. Ist das jetzt wichtig?“

„Ja, das ist jetzt wichtig.“

„Darum geht es überhaupt nicht.“

„Aha, worum denn dann?“

„Du weißt genau, was ich sagen will.“

„Nein, weiß ich nicht. Was willst du denn sagen?“

Er ging dann hinaus auf den Balkon, knallte die Tür so fest hinter sich zu, dass sie wieder aufging, aber das war ihm jetzt egal, sollte doch die Wärme

entweichen, sollte doch der Rauch nach drinnen ziehen, so bewegte sich zumindest etwas, wenn sich sonst schon nichts und niemand bewegte. Das Feuerzeug war fast leer und produzierte nur Funken, erst beim fünften oder sechsten Anlauf schaffte er es, die Zigarette anzuzünden. Wütend sog er den bitteren Rauch ein und genoss das scharfe Brennen im Rachen. Elisabeths Blicke brannten in seinem Nacken. Er hörte, wie die Balkontür geschlossen wurde, und schaffte es, sich nicht umzudrehen.

Später tat er so, als würde er Elisabeths verweinte Augen nicht sehen, und Elisabeth tat so, als würde sie ihn nicht sehen.

Die Erzählstimme kicherte und verstummte. In die entstehende Stille hinein brummte der Kühlschrank. Irgendwo lief ein Radio.

\*\*\*\*

## **Ich kann!**

*Wie oft im Leben haben wir gehört „Das kannst du nicht! Das geht nicht! Dafür bist du noch zu jung – dafür bist du schon zu alt“? Warum lassen wir uns von all den negativen Energien viel stärker beeinflussen als von Lob und Zuspruch? Schluss damit! Mit ein paar einfachen Regeln können wir unser Gehirn umprogrammieren. Ab jetzt heißt die Devise: Bühne frei für unsere Talente. Erlaubt ist alles! Ylva Sahgs hat ihrem Leben eine neue Richtung gegeben – und nun zeigt sie allen Leserinnen und Lesern den Weg zur positiven, kreativen Selbstverwirklichung. 224 S.*



Warum eigentlich nicht. Die Idee ließ ihn nicht mehr los. „Viktor schreibt vielleicht ein Buch ...“

Forschungsfrage: Was soll ich tun?

Hypothese: keine.

Zeitplan: keiner.

Geplanter Umfang: Frag mich was anderes.

Stichprobe: unendlich.

Da gab es ja massenhaft Gescheite, die genau wussten, wie es ging. Sie hatten halt den Nachteil, dass niemand auf sie hörte. Das würde sich jetzt ändern. Scheiß auf Kant und seine „Kritik der reinen Vernunft“. Viel zu viele Fragen. Eine reicht. Und die würde er, Viktor, jetzt beantworten. Er würde nicht einfach ein Buch schreiben, er würde DAS Buch schreiben. Oder besser gesagt, das Anti-Buch. Den Not-to-do-Ratgeber.

Kritisch.

Intelligent.

Authentisch.

Emotional.

Wissenschaftlich.

Unabhängig.

Was soll ich tun? Das sollst du tun.

Man hatte ja schon von Computern gehört, die Symphonien anhand akribischer Analysen anderer Partituren zu Ende komponierten. Von künstlicher Intelligenz, die, mit einem reichen Wortschatz und Tausenden von Plots gefüttert, Krimis am laufenden Band schrieb. Reichlich ausgestattet mit dem, was soziale Netzwerke sowie der PYTHON Verlag ihm mitgegeben hatten, müsste er, Viktor, das eigentlich auch hinbekommen. Rein in den Topf damit, einmal

kräftig umrühren, dazu zwei Esslöffel Sarkasmus, eine Prise Bitterkeit, bei Bedarf nachsalzen mit den Krokodilstränen geheuchelter Anteilnahme.

In your face, ihr Heuchler. Fresst eure eigene Medizin! Ich werde es euch verraten, so wie ich euch verraten werde. Ihr fühlt euch verarscht? Zu Recht, meine Lieben, zu Recht.

Einleitung, merke:

Du bist einzigartig, du bist unverwechselbar, du kannst alles schaffen, was du nur willst, wenn du nur fest daran glaubst. DU und nur DU.

Aber dafür MUSST du auch einiges tun. Du MUSST Regeln befolgen, die dich in deiner Einzigartigkeit, in deinem wunderbaren Wesen, in deiner Richtigkeit bestärken.

Gut, dann werde ich dir nun in Kapitel 1 einige Fragen stellen. Bitte höre in dich hinein und antworte aufrichtig und ehrlich:

Träumst du von Selbstverwirklichung? Das ist schon einmal ein guter Anfang. Später mehr dazu.

Bist du wunderbar? Lautet die Antwort JA, so gehen wir dem näher auf den Grund:

Bist du wunderbar und stark? Haben dich die Rückschläge, die du (und nur du, mehr und stärker und öfter als alle anderen) ertragen musstest, die Kämpfe, die du ausgefochten, und die Opfer, die du gebracht hast, gestärkt?

Bist du wunderbar und tough? Kannst du dich mit der Aussage identifizieren: „Wenn jemand ein Problem damit hat, wie ich bin, darf er es sich gern behalten – es ist ja schließlich seines.“ Ja? Gut!

Bist du wunderbar und die anderen sind Arschlöcher, weil sie dich verändern wollen?

Bist du wunderbar und die anderen haben dich enttäuscht, indem sie dich nur ausgenutzt haben?

Bist du wunderbar und die anderen sehen es nicht, weil sie nur auf Äußerlichkeiten achten?

Bist du wunderbar und niemand dieser Verräter ist deine Tränen wert? Notiere dir bitte die Anzahl der Male, die du mit JA geantwortet hast.

Haha, das war gut. Viktor zündete sich eine Zigarette an der anderen an und stieß den Rauch aus. Nichtraucherwohnung? Hoppla. Aber eine war keine. Das Nikotin ballerte durch seine Gefäße, zog sie zusammen und jagte mit der Kraft eines Kleinkalibergeschosses durch sein Gehirn. Weiter, weiter!

Oder glaubst du insgeheim, du bist nicht wunderbar? Dem müssen wir erst recht auf den Grund gehen, denn diese Denkweise geht ja mal gar nicht.

Bist du nicht wunderbar, weil andere dir das einreden wollen? Die sind vielleicht nur neidisch, weil du wunderbar bist und sie das nicht anerkennen wollen. Mismatcher nennt man diese Art von Zeitgenossen.

Aber es könnte auch sein, dass dein Mangel an Wunderbarem aus mangelndem Selbstbewusstsein herrührt. Da verästelt sich der Fragebaum. Wer ist schuld, dass es so weit gekommen ist, schließlich wird kein Kind devot und schüchtern geboren. Was lief falsch bei der Bewusstseinsbildung? Und wie kannst du dich von diesem Falsch weg und hin zu einem Richtig wenden? Keine Sorge, dem werden wir uns auf den nächsten Seiten ausführlich widmen, individuell auf dich, liebe Leserin, lieber Leser, zugeschnitten. Denn wir haben eine Verbindung.

Geil. Das wurde gut. Das wurde ja immer besser. Allerdings musste man sortieren, das wurde ihm klar, je tiefer er in die klebrige Tiefe der Materie tauchte. Wer viele Fragen stellte, musste selbst auch Antworten geben können. Jetzt ging es darum, eine Richtung vorzugeben.

Kapitel 2: Da gab es die Kategorie Selbstbezug, und da gab es die Kategorie Bezug auf andere. Sprich, ICH bin gut so wie ich bin. DU bist ein schlechter Mensch, weil du andere schlecht behandelst, siehe: So was färbt nämlich ab. Bei Letzterem war aber Vorsicht geboten. Andere zu belehren war schon erlaubt, denn wie sonst sollten die sich weiterentwickeln, wenn sie nicht auf ihre Fehler hingewiesen wurden, jedoch sollte es möglichst ohne Groll passieren. Hass war ja schlecht, ein destruktives Gefühl, das wieder die eigene Seele verschmutzte, und dann hatte man den Salat. Da musste man die Worte schon mit Bedacht und Vorsicht wählen, eines nach dem anderen, wie Schritte auf einem verschneiten Berggrat, wo jeder Fehltritt den sicheren Tod verheißen konnte.

Kapitel 3: eine kurze Verschnaufpause mit der umgänglichen Kategorie Natur. Hör auf die Sprache der Natur. Lass die Seele der Pflanzen zu Wort kommen. Hat nicht auch schon Buddha gesagt, dass ...? Damit konnte man arbeiten. Die Natur irrt sich nie. Nie! Davon wiederum ließen sich geniale Beispiele ableiten. Selbstverwirklichung flutschte auch. Die ging glatt hinunter, wie geschmolzene Butter, reichhaltig, anfangs vielleicht mit ebenso einer Spur schlechten Gewissens behaftet, das fragte, darf ich wirklich? Nun, du darfst! Tu dir was Gutes, denn sonst tut es keiner! Und zwar so: Eine kurze Google-Suche ergab, dass das Streichen alter Küchenschränke mit Kreidefarbe offenbar zu den beliebtesten Hobbys von Frauen im mittleren Alter zählte, dicht gefolgt vom Basteln jahreszeitlicher Dekoration und der Produktion von karitativen Zwecken zugeführten Häkelkraken, die irgendwie Frühgeborenen helfen konnten. Na, dann!

Aber natürlich war ja nicht alles eitel Wonne, sonst hätte er ja keine Leserschaft. In den folgenden Kapiteln ging es nun wirklich ums Eingemachte. Da waren all die Enttäuschungen, die sie erlebt hatten, die vielen Male, wo das

Leben ihnen ins Gesicht gespuckt hatte, die sinnlosen Kämpfe um irgendwelche Kleinigkeiten, die sie ausgetragen hatten aus purem Trotz und dummer Sturheit, all die Male, wo sie einfach Pech gehabt hatten, ein simpler, grausamer Zufall ihnen einen Strich durch die Rechnung gemacht hatte – all das galt es jetzt zu re-framen und mit einem neuen, positiven Kontext zu versehen, der sie adelte und heraushob aus der Masse derer, die doch nur verwöhnte Muttersöhnchen waren. Sie waren stark. Kampferprobt. Hatten einen eisernen Willen und ein gesundes Rückgrat. Sie ließen sich nicht den Mund verbieten, waren quasi die Verfechter der Gerechtigkeit und sonstiger Werte, hier würde Viktor einen Lückentext machen, zum Selberausfüllen, und – zack! – hatte jeder sein personalisiertes Mantra.

Dann noch einen Hauch vom „Kleinen Prinzen“, manche Menschen, furchtbar war das, sahen einfach nur das Äußere: Geld oder Schwimmringe um die Hüfte, ganz traurig.

Hier sollte es den Ersten schön langsam dämmern. Viktor lachte laut auf.

Lachen befreit, Lachen macht gesund, Selbsterkenntnis ist der erste Schritt zur Besserung.

„Was machst du da?“, fragte Elisabeth.

„Na ja, ich schreibe mein Buch. Dein Buch. Wie du gesagt hast.“

„Wirklich? Hör zu, das war blöd von mir. Ich weiß auch nicht, was mich da –“

„Nein, nein, wirklich! Es war eine tolle Idee, und du hast mich da auf etwas gebracht!“

„Wirklich?“, wiederholte Elisabeth und sie sah aus, als wüsste sie nicht, ob das eine gute oder eine schlechte Nachricht war. „Worum geht’s denn?“

„Ach, schwer zu sagen.“

„Wenn ich mal Korrektur lesen soll“, sie bemühte sich, und jede ihrer Bemühungen ließ seinen Magen schrumpfen, „ich mach das gern, wirklich!“

„Danke“, er konnte ihr nicht in die Augen sehen. Waren die noch grau? Wie springendes, fröhliches Wasser?

„Also“, sie zögerte, schien nicht gehen zu wollen. Stur hielt er den Blick auf die Tastatur gerichtet. Die Zeit schien still zu stehen. Irgendwann nahm er hinter sich eine leise Bewegung wahr, eine kaum merkliche Verschiebung der Luftschichten, dann war sie weg. Er atmete auf.

Mutig waren sie, diese Kämpfer. Aber Mut bedeutet nicht immer, laut zu brüllen. Mut kann auch ganz leise sein. Da war er eigentlich selber auch vorne dabei, denn so einen Schwachsinn zu schreiben, dazu gehörte wohl auch Mut. Später würde er es anders formulieren müssen. Irgendetwas mit Wahrheit. Unser Inneres.

Ah ja, und die Veränderung. Ein wichtiges Thema. Ganz wichtig. Veränderung ging immer. Passte zu allen Anlässen: Das Kleine Schwarze aller Ratgeber. Schlecht, wenn andere einen verändern wollten; gut, wenn man selbst etwas verändern wollte.

Im praktischen Teil, im Anschauungsteil wiederum musste endlich konkretes Storytelling her. Das kam immer gut an und stärkte den Human-Interest-Charakter der ganzen Sache, einige Vorher-Nachher-Stories. Da war Annette, die ihre Krankheit besiegt hatte, allein durch Loslassen. Die österreichische Sedona-Methode! Wahnsinn, ließ sich sogar belegen. Gut, Annette hatte ihren Kopf nicht in den Sand der Wüste Arizonas oder Kaliforniens oder wo auch immer der ursprüngliche Spinner herkam, gesteckt, sondern sie hatte, hm, Gebirgsluft geatmet und sich mit kurzen Bädern in eiskalten Bächen wieder ihrem eigenen Körper angenähert. Sie hatte innere Zwiesprache gehalten, sich Fragen gestellt, das konnten seinetwegen dieselben sein wie die von Lester Levenson. So ein Zufall! Da merkt man wieder einmal, es geschieht nichts, aber auch rein gar nichts, einfach aus Zufall. Viktor hielt kurz inne und kaute an

seiner Unterlippe. Da fehlte noch etwas, bei dieser Annette. Er stellte sie sich groß vor, massig, so ein richtiger Brocken Frau, mit Marionettenfalten, die ihre Mundwinkel nach unten zogen, und mit tiefen, nussigen Augen. Eine Hübsche, wenn man auf diesen Typ stand. Aber das war alles zu harmonisch, da musste eine Pointe her. Von Quantenheilung, ließ er Annette energisch sagen, halte sie nichts. Das sei ein ganz gefährlicher Humbug. So. Daran konnten die Leute dann ein wenig herumkauen. Niemals, das hatte ein Professor einst von der Hörsaalkanzel aus seinen Studenten, darunter Viktor, eingeschärft, niemals den Erwartungshorizont der Leserinnen und Leser erfüllen, das sei ein Kriterium für schlechte Literatur. Wenn man genau hinsah, sei man von schlechten Filmen und schlechten Geschichten umgeben wie von schlechter Luft und schlechten Gerüchen. Ein Mädchen hatte sich gemeldet und gefragt, warum dann so gut wie alle Hollywoodfilme, Liebesromane und Geschichten ähnlicher Machart für die breite Masse, ebenso wie fast alle Best-Practice-Beispiele für Storytelling dann aber genau jenen Erwartungshorizont perfekt erfüllen würden. Weil die breite Masse dumm sei, hatte der Professor apodiktisch behauptet und sich wieder seinen Unterlagen zugewandt.

Das war durchaus verlockend, aber viel zu kurz gedacht. Man durfte nicht in die Falle tappen und dumme Leute wie dumme Leute behandeln. Diese Menschen waren misstrauisch. Sie wussten schon, dass da etwas im Busch war, dass da etwas hinter ihrem Rücken vor sich ging, das sich ihrem Verständnis entzog, sei es, weil sie eben wirklich zu dumm waren oder schlichtweg zu uninformiert.

Weil sie einfach zu weit weg von der Quelle seriöser Information wohnten und den weiten Weg mit einem Schöpfgefäß nicht auf sich nehmen wollten, lieber im Trüben fischten mit ihren löchrigen Kesseln und sich ihr eigenes Süppchen kochten aus Halbwahrheiten und Unterstellungen. Und dann war da noch etwas: der verzweifelte, gleißende Wunsch nach Zugehörigkeit. Zugehörigkeit

zu einer Gruppe, egal welcher, das war es eigentlich, das die Menschheit einte. Jeder, und sei er noch so ein Einzelkämpfer, wollte und brauchte Gleichgesinnte. Eine Lobby, die seine Ideen und Ideale vertrat, in der er sich gespiegelt sah, aufgenommen, erkannt und ernst genommen. Axiom: Gib den Leuten das Gefühl, sie ernst zu nehmen. Nicke verständnisvoll. Hör ihnen zu. Und wenn sie auch sonst keines deiner Worte verstehen, so sollen sie doch eines daraus ableiten: Sie sind wichtig.

Ziele setzen. Die eigenen Grenzen erkennen. Erst sich selbst kennenlernen, dann die anderen. Atmen. Die Realität beginnt und endet mit unserer Netzhaut. Sich das einmal vorstellen: die Grenzen der Wahrnehmung. Die Grenzen der Wahrheit. Wo hören die Fakten auf und wo beginnt die Interpretation? Woohoo, hier wurde es ein wenig spooky. Da half Atmen: Atmen gegen die Angst. Atmen gegen die erdrückenden Grenzen. Atmen gegen die eigene Unzulänglichkeit, bis sich die Lunge anfühlte, als würde sie zerreißen, die Ketten sprengen, in denen man sich lebenslang wähnte. Wim Hof: Atmen, atmen, atmen.

Dann die Umschlaggestaltung: Menschen sind wie Bücher. Manch einer verführt mit dem glitzernden Umschlag und andere überraschen mit dem Inhalt. Daraus musste sich auf jeden Fall etwas machen lassen.

Sein Hals schmerzte. Das Schlucken tat weh. Wann hatte er zuletzt etwas getrunken? Der Aschenbecher war halb voll – hier wäre eigentlich ein halb leer angebracht. Er öffnete das Fenster einen Spalt. Stand die Luft still? Oder spürte er einfach gar nichts mehr? Er öffnete eine Dose Bier. Dieses Zischen, das satte Knacken, dann der erste Schluck, leicht metallisch und doch so tröstlich.

Und jetzt der Clou: Das war ganz hervorragendes Rohmaterial, das war die Stimme des Volkes. Gereift unter dem warmen Brummen der Megaserver in Silicon Valley, liebevoll gedüngt und bewässert von Likes und Kommentaren



und schließlich sorgsam ausgewählt und händisch geerntet von ihm, Viktor, dem Sieger höchstselbst. Alles stand und fiel mit der richtigen Rezeptur. Das Ganze musste wissenschaftlich-redaktionellen Charakter haben, allerdings auf eine Art, die Lesen zur Entdeckungsreise machte. Individuelle Pfade! Er erinnerte sich an die Bücher seiner Kindheit: Abenteuergeschichten zum Selbergestalten. Meist spielte sich die Handlung in einem verlassenen Bergwerk ab, in einem verfallenen Haus, das ein Laboratorium beherbergte, oder in einem Geisterschloss. Mutige Abenteurer im gleichen Alter wie die Leser, ohne Vergangenheit oder näher ausgestaltete Charakterzüge, widmeten sich der Erforschung jener rätselhaften Orte. Man las einige Seiten, bis der Protagonist, häufig man selber, eine Entscheidung treffen musste. Links oder rechts, dem unheimlichen Geräusch nachgehen oder lieber weg davon, erst die rote Kiste öffnen oder doch lieber vorher das Notizbuch durchblättern, so in der Art. Viktor hatte diese Bücher geliebt: Sie erlaubten ihm, direkt einzusteigen, die in spannungssteigerndem Präsens gehaltene Sprache zu einer unmittelbaren Wahrnehmung zu machen und sich an Orte zu begeben, die man im Alltag nicht betrat. Andererseits hatten sie ihn auch ein klein wenig überfordert. So viele Möglichkeiten, so viele Wege, und schon jede Wahl hatte er in dem Bewusstsein getroffen, dass sie Konsequenzen hatte, hin und her überlegt, sich in endlosen Was-wäre-wenn-Gedankenspielen ergangen. Später war er dann methodischer vorgegangen, hatte sich seine Entscheidungen notiert und das Labyrinth der Entscheidungswege nachgezeichnet. Das hatte der Lektüre den Zauber genommen. Im nackten Licht des karierten Schreibpapiers hatte sich gezeigt, wie simpel die Konstruktion dieser Bücher war, wie systematisch sich die Entscheidungsbäume verzweigten, um später wieder zusammenzufließen und in wenigen Lösungsszenarien zu enden. Das Grundprinzip war gut, allerdings mussten die Lösungswege und die

Szenarien erheblich differenzierter ausfallen. Zudem musste es auch einen Teil geben, der unabhängig von der Entscheidung der gesamten Leserschaft zur Verfügung stand. Atemübungen, Rezepte, die Vorstellung von inspirierenden Menschen, Horoskope – dieser Teil musste dann wohl eher dem Charakter eines Magazins entsprechen. Das ließe sich machen. Mit genügend Bier ließe sich alles machen.

Wenn dir das Leben Zitronen schenkt, mach Limonade. Wenn dir das Leben Zweifel schenkt, schreib ein Buch. Reiß andere mit in deine Zweifel, mach Zweifel zum neuen Mainstream, lass die Gewissheit in Flammen aufgehen und uns durch den schwelenden, beißenden Qualm Dinge erahnen, die sein könnten oder auch nicht. Und dann gib ihnen eine Antwort: Du liegst falsch. Mach es, wie du willst, aber nicht so.

Als er fertig war, wusste er selber nicht mehr, was er denn nun eigentlich glauben sollte. Die Macht des geschriebenen Wortes: Ja, da war schon eine Autorität. Hoffnung ist nicht die Überzeugung, dass etwas gut ausgeht, sondern die Gewissheit, dass etwas Sinn hat, egal wie es ausgeht. Aus Angst, das Falsche zu tun, machen viele gar nichts. Und das ist genau das Falsche. Gut, gemacht hatte er etwas. Ob er es gut gemacht hatte, war eine andere Frage.

### **Im Buch: Patrizia/In Bewegung S.293-305**

(...)

Fabian war ein Fehlgriff, der von der Präastronautik laberte und langsam die Haare verlor, Hans war von Anfang an zu alt, Markus war süß, aber unzuverlässig.

Werner war ein Bücherwurm, ein Denker. Er vergrub sich in seinen Unterlagen und machte Patrizia zwischendurch den Hof. Er hatte kontroverse Ansichten,

penibel recherchiert und logisch fundiert. Sie konnten stundenlang chatten, sich gegenseitig mit Argumenten für oder gegen freie Marktwirtschaft, für oder gegen eine Regulierung des Pharmamarktes, für oder gegen vorgeschneiten Salat, Kurkuma oder Storytelling zutexten. Sie stritten leidenschaftlich und lösten alles in einem sarkastischen Wortwitz auf. Von Angesicht zu Angesicht unterhielten sie sich selten.

Er schickte ihr Dick-Pics und wies dabei eine erstaunliche Bandbreite von Kamerawinkeln und Perspektiven sowie einen Hang zur Selbstironie auf. Er schickte ihr detaillierte Fantasien, in denen er beschrieb, wie er sie verführen würde. Sie genoss sein Werben, gab sich zurückhaltend. Je länger das Spiel dauern würde, desto heißer das Vergnügen, wenn sie sich entschloss, zuzugreifen. Sie ließ ihn tanzen. Schickte ihm ein Foto von ihrem Bauch und ihrer Hand, den Daumen ins Höschen gehakt. Fotos von ihrer nackten Silhouette, die entscheidenden Teile durch das Handtuch verborgen. Ohne Gesicht. Nur Ausschnitte. Nur Andeutungen dessen, was er haben könnte, wenn. Ja, wenn. Als sie einmal zufällig bei einer von Irenes Dichterlesungen aufeinandertrafen, taten sie, als würden sie einander kaum kennen. Beim anschließenden Besäufnis saßen sie nebeneinander und unterhielten sich mit anderen Personen. Unter dem Tisch hielten sie Händchen. Am liebsten hätte Patrizia ihn sofort auf die Toilette gezerrt, doch sie hielt sich zurück. Das hier konnte noch besser werden. Ein Kaffee, ein Kinofilm. Ein zarter Kuss, eine feste Umarmung, dann eine eilige Verabschiedung. Er fühlte sich gut an. Sie entdeckten Gemeinsamkeiten, Knotenpunkte, an denen ihre Leben sich schon einmal überschritten hatte. Beide waren sie mit ihren Abschlussklassen in dem gleichen Hotel auf Kreta auf Maturareise gewesen, er allerdings fünf Jahre vor ihr. Lachend erinnerten sie sich an die Kellnerin, die ihr Make-up strikt bis zum Rand des Kinns getragen hatte und keinen Millimeter weiter. Sie waren beide

damals dem neoliberalen Heiland im Wahlkampf begegnet, und im Gegensatz zu ihr, die sie nur gejubelt hatte, durfte er, damals bei einem Catering jobbend, der schönen Dame hinter der Bühne Mineralwasser servieren. Sie träumten beide von Sex in einer Kirche, und dann wurde es Zeit, Nägel mit Köpfen zu machen.

In Werners Kielwasser schwamm ein Philip, ein Langeweiler aus einem gehobenen Einrichtungshaus, der Sachen sagte wie: „In Österreichs Küchen werden jährlich soundso viele warme Mahlzeiten zubereitet“ oder „Teppiche sind nicht die Staubfänger, als die sie lange Jahre verschrien waren.“ Ansonsten war er still, schmal und nachgiebig, und als Werner nach einigen weiteren Dates im Frühling den Vorschlag machte, man könne doch zu viert Urlaub machen, sagte Patrizia ohne nachzudenken zu. Irene war entsetzt.

„Du hast uns beide für einen Urlaub mit einem Psycho, der dich sexuell belästigt, und seinem langweiligen, aber vermutlich noch psychopathischeren Sidekick angemeldet?“

„Na gut, so wie du das jetzt ausdrückst, klingt das etwas dubios. Aber es ist nicht so, wie es klingt.“ Sie musste lachen. Irene verzog keine Miene.

„Woher kennst du den überhaupt?“

„Aus dem Internet.“

„Aus dem Internet.“

„Ja, okay, so wie du das jetzt sagst, klingt das noch dubioser. Aber hey, der war neulich sogar auf einer Lesung in deinem Laden!“

Irenes Gesicht hellte sich etwas auf, ob es an der Tatsache lag, dass Werner sich für feministische Literatur interessierte oder an dem schmeichelhaften Possessivpronomen, war nicht zu erkennen.

„Komm schon. Ein Abenteuer! Wir fahren mit unserem eigenen Wagen, und ich buche die Location. Dann sind wir auf der sicheren Seite!“

„Achso. Na dann ist es ja gut. Ich wusste gar nicht, dass psychopathische Mörder nur in ihren eigenen Apartments und Autos morden.“

„Doch, das ist so.“

Endlich lachte auch Irene. „Ich nehme an, der Langweiler ist für mich?“

„Ach komm. Was heißt hier Langweiler? Ihr Emanzen wollt doch häusliche Männer! Jetzt hast du die Chance auf einen, und es ist wieder nicht recht!“

Irene warf ihr Zigarettenpäckchen nach ihr und stimmte endlich zu.

Es wurde kein Abenteuer, es wurde – nett. Irene und Philip entdeckten tatsächlich Gemeinsamkeiten, zogen sich plaudernd in die Küche oder hinter einen Felsbrocken zurück, wo man Irene ab und zu hell auflachen und Philip murmeln hörte.

Werner zwinkerte Patrizia zu und sagte etwas von Turteltäubchen, doch er machte keinen Vorstoß in ihre Richtung. Werner hatte sich wohl dafür entschieden, sie mit ihren eigenen Waffen zu schlagen. Er war freundlich zu ihr, lächelte sie wissend an, cremte ihr den Rücken ein, und wenn sie sich seufzend vor Wohlbehagen streckte, tätschelte er ihr noch einmal die Schulter und hörte auf. Unter Wasser kam er ihr wie zufällig zu nahe, strich an ihren Oberschenkeln entlang, schickte eine elektrisierende Woge über ihre Bauchdecke und schwamm dann davon. Sie glühte. Jede Nacht masturbierte sie heimlich. Beim Höhepunkt biss sie ins Kissen, um nicht laut zu schreien, und stellte sich vor, wie Werner in ihr kam. Allerdings zweifelte sie von Tag zu Tag stärker daran, dass dies auch wirklich geschehen würde: Jedem Schritt, den sie in seine Richtung tat, wich er geschickt aus, parierte, hielt sie gerade weit genug auf Abstand, um ihr Interesse aufrechtzuhalten und genug Zweifel zu schüren, die sie davon abhielten, die Sache selbst in die Hand zu nehmen. Zu Hause, in einem Pub, wäre ihr das ziemlich egal gewesen, doch hier, zu viert in einem Bungalow, konnte das schon peinlich werden. „Wenn in zwei Tagen die

Lage immer noch so ist“, beschloss sie, „dann krall ich mir einen Beachboy.“ Sie machte stundenlange Strandspaziergänge. Barfuß (sie war die Einzige, die sich keine Strandschuhe mitgebracht hatte) balancierte sie von Felsen zu Felsen, umrundete glitschige Stellen und durchwatete Gezeitentümpel. Bald wiesen ihre Fußsohlen Schrammen und blaue Flecken auf. Sie tauchte die Hände in Mulden, die von der Sonne aufgeheizt waren wie ein Whirlpool, fischte Einsiedlerkrebse aus dem Wasser und beobachtete, wie sie über ihre Hand krabbelten, um sich wieder zurück in ihr Element zu stürzen. Sie fand leere Krebscheren, Muscheln, Steine. Seeanemonen, die sich von der Strömung streicheln ließen und ihre saugenden Münder hin und her schwenkten. Die betonierten Strände hatten einen anachronistischen Charme, eine Erinnerung an die Zeiten, als das alles hier noch Jugoslawien gewesen war. Abends wurde gegrillt. Beschaulich, romantisch, so richtig entspannend. Irene und Philip machten gemeinsam Salat. Werner kümmerte sich um das Fleisch. Patrizia trank.

Werner schob seinen Teller ein Stück zurück und griff nach der Zeitung, die Philip aus dem Supermarkt mitgebracht hatte. Er brummte etwas, immer schnurrte er so vor sich hin, wenn er satt und zufrieden war, wie ein fatter Kater. Mittlerweile nervte er eigentlich nur noch.

Patrizia sah die ganze Szene von außen, zwei Männer, zwei Frauen, nicht mehr ganz jung, aber jung genug, um als jung durchzugehen.

Die ihre wilden Jahre langsam hinter sich ließen, zwei Paare, die hier kultiviert und „nett“ ihren gemeinsamen Urlaub verbrachten. Hier, um Erholung zu genießen. Und zwar die „wohlverdiente“ Erholung nach einem Jahr ehrlicher Arbeit, hier war nichts mehr zu spüren von den wilden Rucksackabenteuern, dem Sich-Treiben-Lassen, der Aura des lichtscheuen Gesindels und der Tunichtgute. Stattdessen Pärchenurlaub. Plötzlich schrie alles in ihr nach

Alkohol, und sie stand auf, um Bier aus dem Kühlschrank zu holen.

Als sie zurückkam, war eine Diskussion im Gange; wie sich das Thema vom Grillen auf sexuelle Belästigung verlagert hatte, war ein Rätsel, dessen Lösung sicherlich Irene zuzuschreiben war.

„Come on, das ist doch alles inszeniert. Jetzt auf einmal kommen sie alle drauf, dass sie Opfer sind?“ Und als niemand darauf antwortete, redete Werner weiter. „Ich bitte euch. Mitgespielt haben sie alle, gern mitgespielt, aus Karrieresucht. Und jetzt auf einmal heißt es, #metoo. Jetzt wo es passt, wollen sie alle gern Opfer sein. Alles verbieten, was ihnen nicht passt.“

„Aber ja“, Irene schüttelte verächtlich den Kopf. „Natürlich. Weil jede Frau sich gern auszieht, um einen Job zu bekommen. Und wenn eine was dagegen sagt – der hat doch Geld. Der kann es sich richten. Und sie kriegt nie wieder eine Rolle.“

„Wieso zeigt sie ihn dann nicht einfach an?“ Werner blickte über den Rand seiner Sonnenbrille.

„Weil Frauen in der Vergangenheit schon oft als Mitschuldige stigmatisiert wurden. Hättest du dich nicht so aufgeführt, immerhin bist du ja freiwillig mitgegangen, und und und. Da spielt Scham mit, Angst, alles Mögliche.“ Irene zündete sich eine Zigarette an und blies einen langen, schmalen Rauchstrahl aus. Philip begann mit einer Serviette zu fächeln. „Lass das“, fuhr sie ihn an.

„Ja gut – Handeln hat Konsequenzen“, sagte Werner. „So wie man auf Sicht fahren muss, muss man sich auch überlegen, mit wem man sich einlässt. Aber natürlich darf Gewalt gegen Frauen nicht sein.“ Er setzte sich aufrechter hin.

„Kein ehrlicher Mann tut so etwas.“ Er lehnte sich wieder zurück und verschränkte sinnend die Hände über dem Bauch, so wie es ihr Doktorvater tat, wenn er sich anschickte, über Dialogizität und Dostojewski zu philosophieren.

„Aber“, war er denn immer noch nicht fertig und hob den Zeigefinger, „ist es

nicht auch so, dass die Beziehung zwischen Mann und Frau auch dem Prinzip von Druck und Gegendruck folgt?“

„Wie meinst du das?“, Patrizia hob ruckartig den Kopf.

„Nun, wer etwas zulässt, billigt es doch, nicht? Wer seinen Sohn verhätschelt, erzieht ihn wissentlich und willentlich zum Macho. Wer keine Grenzen setzt, wird ewig Opfer bleiben.“

„Und weiter?“

„Nichts und weiter. Ich meine nur, dass die Frauen auch einen gewissen Anteil daran haben, wie die Lage nun ist. Wer sich ausnutzen lässt, ist arm, aber selber schuld.“

„Aha. Und was schlägst du vor?“

„Die Frauen sollen endlich anfangen, sich zu wehren, anstatt nur hintenrum auf Social Media zu jammern, andere zu verleumden. Da stehen Existenzen auf dem Spiel, die wegen irgendeiner Kleinigkeit vor fünfzehn Jahren rausgezerrt werden. Wenn mich wer schlägt, schlag ich zurück, und zwar sofort, so ist das.“

„Du bist für Selbstjustiz? Interessant.“ Patrizia deutete auf Irenes Zigarettenpäckchen, Irene nickte zustimmend.

„Das habe ich nicht gesagt, Schatz. Aber wenn etwas passiert, muss man ihn anzeigen.“

Schatz? Seit wann war sie sein Schatz?

Irene hingegen ließ sich nicht irritieren. „Genau das passiert ja gerade. Und gerade hast du dich noch aufgeregt, dass hier Existenzen vernichtet und Rufmord wegen einem Busengrabscher praktiziert wird, allein aus der hinterfotzigen Rachsucht einer verschmähten Frau heraus.“

„Na, beweisen muss sie es schon können, wir leben nun mal in einem Rechtsstaat, ob es dir gefällt oder nicht.“

„Und wenn Aussage gegen Aussage steht? Das alles in irgendeinem



Hinterzimmer passiert?“

„Hat sie Pech gehabt, so traurig das auch ist.“

„Aha. Und wie soll sie sich dann in deinen Augen wehren?“ Irene hob die Stimme.

„Wehren, wehren. Immer dieses Opfer-Geseier. Vielleicht kann man etwas, was harmlos ist, auch einfach mal ignorieren, hm? Sich vielleicht eine dickere Haut zulegen? Ihr wollt doch allen den Mund verbieten, die anderer Meinung sind, als ihr es seid. Ich sag ja nicht, dass ich das gut finde, Patrizia, du kennst mich, ich würde so was nie machen und auch nicht zulassen, aber das ist mittlerweile eine Massenpsychose. Wenn ich das schon höre. Gendern! Wenn man sich nicht als Frau fühlt, helfen dir die Töchter in der Bundeshymne auch nicht weiter. Werner schnaubte. „Und mit solchen Hirnrissigkeiten beschäftigt sich die Republik Österreich.“

„Als Frau fühlt man sich im Idealfall schon vorher. Es geht nicht darum, sich als Frau zu fühlen, sondern wahrgenommen zu werden. Warum sollen wir unser Licht unter den Scheffel stellen? Ich will genauso Anerkennung!“

„Dann leiste was dafür.“ Werner hob die Augenbrauen. Im Hintergrund fing eine Zikade an zu lärmen.

„Sag mal, was bist du eigentlich für ein Arschloch.“ Irene atmete betont ruhig ein und langsam wieder aus. „Die Frauen sollen sich wehren, aber nur auf die Art, die dir gefällt, nämlich auf die Art, die nicht auffällt. Die Frauen sollen schön den Mund halten, aber brav buckeln und hackeln, und einfach hoffen, dass die Anerkennung von selber kommt. Die sollen sich nach dem System richten, in dem du es dir bequem gemacht hast. Sie sollen sich eine dicke Haut zulegen, damit du wehleidiger Wichser dich nicht von gegenderten Anreden kränken lassen musst.“

„Schau, genau das meine ich. Ihr werdet beleidigend, statt die wirklichen

Probleme anzugehen. Ich meine, schau dir die Welt an. Da wird vergewaltigt, in Saudi-Arabien dürft ihr nicht einmal Autofahren, es gibt Genitalverstümmelung und Zwangsheirat, und ihr regt euch auf wegen einem fehlenden Binnen-I? Wenn das keine First World Problems sind, dann weiß ich auch nicht. Jeder ist für sich selbst verantwortlich! Jeder kann im Prinzip alles machen, du kannst zur Schule gehen oder auch nicht, du kannst gesund leben – oder auch nicht. Du musst nicht Frisörin werden, du kannst auch Maschinenbau oder Kfz-Technik machen und mehr verdienen.“

„Und nur weil es woanders schlechter ist, darf man hiesige Ungerechtigkeiten nicht bekämpfen? Man soll sich also immer am unteren Rand orientieren? Kein Fortschritt, weil es anderswo ja noch weniger gibt? Das sagst ausgerechnet du, der sich vor zwei Stunden erst über Bürokratie beschwert hat? Gehst du bitte mal nach China oder Russland, dann siehst du mal, was richtige Bürokratie deluxe ist!“ Irene droch mit der Faust auf den Tisch.

„Was juckt mich China oder Russland, du verwirrst schon wieder alles.“

„Nein. Wenn du dich über Bürokratie beschweren darfst, obwohl die anderswo schlimmer ist, darf ich mich über die strukturelle Benachteiligung von Frauen beschweren, auch wenn sie anderswo noch schlimmer ist.“ Dass Irene immer gleich so schreien musste.

„Dürfen tust du eh. Aber lächerlich ist es, dieses Emanzengetue. Bitte, da machen sich ein paar Weiber wichtig, weil es um Kohle geht, und ihr alle springt da hysterisch auf den Zug auf und merkt gar nicht, wie ihr euch instrumentalisieren lasst.“

„Instrumentalisieren? Schau dir bitte die Lage von Alleinerzieherinnen in unserem Land an. Leisten harte Arbeit als Verkäuferinnen, Pflegerinnen oder Kellnerinnen, rackern sich ab, haben daheim noch Haushalt und Kinder und kriegen so gut wie nichts dafür.“

„Es gibt Berufe mit Wertschöpfung, und es gibt Berufe ohne Wertschöpfung. Da kannst du nie eine Lohngleichheit herstellen, und wenn du noch so herumjammerst, es ist eine bewusste Entscheidung, keiner hat die Altenpflegerinnen dazu gezwungen. Keiner hat die Mütter dazu gezwungen. Du musst kein Kind kriegen und wie kommt der Staat dazu, dich zu alimentieren, nur weil du gern mit Puppen spielen willst? Wieso solltest du den anderen auf der Tasche liegen, um Vollzeitmami zu sein? Es muss sich auch rechnen! Und wenn sie sich eben dafür entschieden haben, dann müssen sie sich eben etwas einfallen lassen. Sagen wir so: Ich sehe Frauen nicht als Opfer! Ich vertraue auf ihre Stärke und Kreativität, sich den Herausforderungen des Lebens genauso zu stellen, wie wir Männer es auch tun müssen. Irgendwann ist es auch genug. Verhandelt halt besser bei Lohnverhandlungen! Studiert MINT-Fächer statt Altenpflege! Lasst euch endlich mal von prügelnden Ehemännern scheiden, statt ewig bei ihnen zu bleiben.“

„Du hast recht“, sagte Patrizia. Kurz war es still. Irene schaute sie fassungslos an, Werner liebevoll, Philip ratlos.

„Ja, du hast recht“, wiederholte sie und nahm einen Schluck Bier. „Wozu sich all dem aussetzen? Wozu die Umstände beklagen, anstatt sie zu ändern?“ Werner nickte selbstgefällig. „Und jetzt raus aus meinem Bungalow.“

„Wie bitte?“ Seine Gesichtszüge verloren die Spannung, sackten ab, um sich dann zu verkrampfen.

„Du hast schon richtig gehört. Raus aus meinem Bungalow. Ich möchte es nicht noch einmal sagen müssen.“ Irenes Mundwinkel begannen sich zu kräuseln.

„Sag mal spinnst du? Du kannst mich doch nicht einfach aus unserem –“

„– aus meinem. Ich habe gebucht, ich habe bezahlt. Ich bin Herrin im Haus und ICH will mir diesen Scheiß nicht mehr anhören müssen.“

„Aber wohin soll ich denn jetzt? Wie stellst du dir das vor?“

„Ja, ich weiß auch nicht. Sagen wir so, ich sehe dich nicht als Opfer. Ich vertraue voll und ganz auf deine innere Stärke und Kreativität, dich dieser neuen Herausforderung zu stellen.“ Irene prustete einen Schluck Mineralwasser über den Tisch. Angeekelt wich Werner zurück.

„Patrizia!“ Entrüstung, aber auch eine Prise Flehen lag in seiner Stimme.

„Werner?“ Sie hob eine Augenbraue. Von Philip kam kein Mucks. Werner trat einen weiteren Schritt zurück, sein Blick pendelte zwischen Patrizia, Irene und Philip.

„Du meinst das ernst.“ Er schüttelte den Kopf. „Du meinst das echt ernst. Meine Güte, was geht denn eigentlich in deinem Kopf ab. Glaubst du echt, du kannst jetzt hier eine Szene machen, dich vor deiner Freundin groß herausspielen? Du bist doch krank.“

„Siehst du“, Patrizia seufzte. „Und schon wirst du beleidigend und emotional, anstatt die wirklichen Probleme anzugehen. Ich meine, in Rumänien oder Südamerika, da *leben* Kinder auf der Straße. Ihr ganzes Leben lang. Du wirst mir zustimmen, dass eine Klage über eine Nacht unter dem romantischen Sternenhimmel Kroatiens wirklich ein First World Problem ist.“ Eine entschlossene Geste, abgeschaut von ihrem Doktorvater, beide Hände flach und mit etwas Schwung auf den Tisch, den Stuhl ein wenig zurückgeschoben.

„Holst du deine Sachen selbst, oder soll ich sie dir morgen an den Strand bringen? Ich denke, wir anderen gehen nun nämlich langsam hinein, nicht?“ Es stellte sich heraus, dass Werner überraschend schnell packen konnte.

„Und damit lässt du ihn jetzt wirklich durchkommen?“, fragte Irene, als er weg war.

„Wie meinst du das?“

„Na, mit dieser Ansicht! Der verbreitet den Scheiß doch jetzt eins zu eins so weiter, wenn nicht gar schlimmer.“

„Mag sein, mag nicht sein. Keine Ahnung. Warum soll ich mich damit belasten? Not my monkey, not my circus“, Patrizia lächelte. Irenes Gesicht blieb unbewegt. „Hey Irenchen, wir haben Urlaub. Du kannst ihn nicht überzeugen. Der ändert sich nicht. Bauernschädel. Der versaut mir nicht den Urlaub.“ Philip wirkte, als ob er etwas sagen wollte. „Ja?“ Patrizia sah ihn an. „Nichts“, er kippte seinen Rest Bier hinunter und stand auf. „Meine Fresse, das will ich aber auch meinen“, sagte Patrizia, und dann brach es aus ihnen heraus. Am nächsten Morgen hatten sie einen Muskelkater vom Lachen. Es war fast wie früher.

\*\*\*\*